

Leseprobe aus:

J. R. Rain

Vampire Detective. Die zauberhafte Mrs. Moon



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Ich legte im Dunkeln Wäsche zusammen und sah zu, wie Richterin Judy diesem Typen den Arsch aufriss, als es an der Haustür klingelte.

Ich schob meine Oakley-Sonnenbrille mit Rundumschutz von der Stirn herunter und öffnete, einen von Anthonys kleinen Baumwollschlüpfern in der Hand, die Haustür.

Das Licht, noch immer schmerzlich grell, flutete von draußen herein. Ich blinzelte hinter meiner Sonnenbrille und nahm undeutlich den Anblick eines UPS-Lieferanten wahr.

Oh, und was für ein Anblick das war.

Während sich meine Augen an das Licht gewöhnten, nahm ein scharfer Typ mit sonnengebräunten Beinen und muskulösen Armen hinter der Fliegentür vor mir Gestalt an. Er grinste mich lässig an, wobei er eine Reihe makelloser weißer Zähne entblößte. Flachsblonde Stachelhaare schauten unter seiner braunen Mütze hervor. Der Typ hätte ein Model sein sollen, oder zumindest mein neuer bester Freund.

«Mrs. Moon?», fragte er. Er hatte einen richtig suchenden, liebeshungrigen Blick, und ich fragte mich, ob ich vielleicht am Set eines Pornofilms gelandet war. Interessanterweise ging in meinem Kopf eine Art Alarmglocke an. Alarmglocken sind nicht unbedingt leicht zu deuten, und ich ging automatisch davon aus, dass diese hier mich ermahnte, mir den Muskelprotz vom Leib zu halten, um meine ohnehin schon wackelige Ehe nicht aufs Spiel zu setzen.

«Sie steht vor Ihnen», sagte ich lässig, die Alarmglocken ignorierend.

«Ich habe hier ein Päckchen für Sie.»

«Was Sie nicht sagen.»

«Sie müssen noch unterschreiben.» Er hielt so ein elektronisches Dingsda hoch.

«Für Sie doch immer», sagte ich, öffnete die Fliegentür und streckte eine Hand aus. Er sah auf meine sehr blasse Hand, zögerte kurz und legte das elektronische Dingsbums dann hinein. Während ich mit der Plastikspitze des Stifts unterzeichnete, erschien meine Unterschrift wie ein arthritisches Gekrakel auf dem Display. Der Lieferant musterte mich eindringlich durch die Fliegentür. Ich mag es nicht, eindringlich gemustert zu werden. Ehrlich gesagt, ziehe ich es vor, ignoriert und vergessen zu werden.

«Tragen Sie im Haus immer eine Sonnenbrille?», fragte er beiläufig, aber ich spürte seine unterschwellige Frage: *Und was für ein Freak sind Sie?*

«Nur tagsüber. Nachts finde ich sie überflüssig.» Ich öffnete die Fliegentür wieder und tauschte das Zustellteil gegen ein kleines quadratisches Päckchen. «Danke», sagte ich. «Schönen Tag noch.»

Er nickte und ging, und ich sah seinem niedlichen kleinen Hintern noch einen Augenblick nach, bevor ich die schwere Eichentür fest schloss. Willkommene Dunkelheit kehrte wieder in meinem Zuhause ein. Ich schob die Sonnenbrille hoch und setzte mich auf einen besonders abgewetzten Esszimmerstuhl. Irgendwann würde ich diese Dinger neu beziehen lassen.

Das Päckchen war dick mit Klebeband umwickelt, aber ein paar geschickte Kratzer mit einem sehr kräftigen Fingernagel lösten das Problem. Ich nahm den Deckel ab und warf einen Blick hinein. Darin glänzte ein uraltes goldenes Medaillon. Ein kunstvolles keltisches Kreuz war auf der Oberseite eingraviert, und in das Kreuz eingebettet, von exakt geschliffenen Rubinen geformt, lagen drei rote Rosen.

Im Wohnzimmer erklärte Richterin Judy dem Angeklagten in aller Ruhe, was für ein Idiot er war. Obwohl ich ihr recht gab, schaltete ich den Fernseher aus, da ich zu dem Schluss kam, dass dieses Medaillon meine ungeteilte Aufmerksamkeit erforderte.

Schließlich war es genau das Medaillon, das sechs Jahre zuvor mein Angreifer getragen hatte.

*E*s gab keinen Absender und keine Begleitnotiz. Bis auf das Medaillon war die Schachtel leer. Ich ließ das schimmernde Kunstwerk in der Schachtel liegen und setzte den Deckel wieder darauf. Sein Anblick hatte ein paar entsetzliche Erinnerungen in mir wachgerufen. Erinnerungen, die ich mit aller Macht zu vergessen suchte.

Ich verstaute die Schachtel in einem Fach unter dem Geschirrschrank, dann widmete ich mich wieder der Wäsche. Um fünfzehn Uhr dreißig klatschte ich mir literweise Sonnenschutz auf die Haut, setzte einen breiten Gärtnerhut auf und trat vorsichtig ins Freie.

Der Schmerz war, wie immer, heftig und sengend. Gott, es war, als würde ich über einem offenen Feuer gegrillt. Ich hatte in der Sonne wirklich nichts verloren, aber verdammt, ich musste meine Kinder abholen.

Daher stürmte ich die Stufen vor dem Haus hinunter, über die Auffahrt und in die offene Garage. Ich träumte von einem Haus mit angeschlossener Garage. Aber bis dahin musste ich diesen täglichen Sprint auf mich nehmen.

Sobald ich in der Garage und dem grellen Licht der Frühlingssonne entkommen war, konnte ich wieder durchatmen. Und ich konnte mein versengtes Fleisch riechen.

Igitt!

Zum Glück hatte der Ford-Windstar-Minivan stark getönte Scheiben, und als ich zurücksetzte und die Drive-Stellung einlegte, ging es mir wieder ganz gut. Zugegeben, nicht großartig, aber ganz gut.

Ich holte meinen Sohn und meine Tochter von der Schule ab, nahm bei Burger King ein paar Cheeseburger mit und fuhr nach Hause. Ja, ich weiß, schlechte Mom, aber nach ei-

nem ganzen Tag Hausarbeit würde ich jetzt mit Sicherheit *nicht* auch noch kochen.

Sobald wir zu Hause waren, liefen die Kinder in ihr Zimmer, und ich ging sofort ins Bad, wo ich meinen Hut und die Sonnenbrille abnahm und die restliche Sonnencreme mit einem Waschlappen entfernte. Verdammt, ich sollte mir wirklich einen Vorrat an Sunblocker zulegen. Bald waren die Kinder schwer damit beschäftigt, die Welt vor den Haloes zu retten, und in ein seltenes und beunruhigendes Schweigen verfallen. Vielleicht war es die Ruhe vor dem Sturm.

Mein einziger Klient dieses Tages kam pünktlich, und ich führte ihn nach hinten in mein Büro. Sein Name war Kingsley Fulcrum, und er nahm mir gegenüber auf einem Klientenstuhl Platz, den er vollständig ausfüllte. Er war groß und breitschultrig, und sein maßgeschneiderter Anzug stand ihm gut. Sein dichtes schwarzes Haar, mit ein paar grauen Strähnen hier und da, war lässig zerzaust und reichte ihm bis weit über den Kragen. Kingsley war ein auffälliger Mann, der Inbegriff des flotten Filous, hätte er nicht zwei Narben im Gesicht gehabt. Obwohl, vielleicht hatten flotte Filous ja Narben im Gesicht. Jedenfalls, eine zog sich über seine linke Wange und die andere über seine Stirn, genau über dem linken Auge. Beide waren rund und geschwollen. Und beide waren frisch.

Er ertappte mich dabei, wie ich die Narben anstarrte. Ich wandte verlegen den Blick ab. «Was kann ich für Sie tun, Mr. Fulcrum?»

«Wie lange arbeiten Sie schon als Privatermittlerin, Mrs. Moon?», fragte er.

«Sechs Jahre», sagte ich.

«Was haben Sie davor gemacht?»

«Ich war FBI-Agentin.»

Er sagte nichts, und ich konnte seinen Blick auf mir spüren. Gott, ich hasse es, wenn ich Blicke auf mir spüren kann. Das Schweigen zog sich länger hin, als mir angenehm war, und ich beantwortete seine unausgesprochene Frage. «Ich hatte einen Unfall und bin seitdem gezwungen, von zu Hause zu arbeiten.»

«Darf ich fragen, was für einen Unfall?»

«Nein.»

Er zog die Augenbrauen hoch und nickte. Vielleicht war ihm eine Spur Röte ins Gesicht gestiegen. «Haben Sie eine Liste mit Referenzen?»

«Natürlich.»

Ich wandte mich zu meinem Computer um, öffnete den Referenzen-Ordner und druckte ihm die Liste aus. Er nahm sie entgegen und überflog rasch die Namen. «Bürgermeister Hartley?», fragte er.

«Ja», sagte ich.

«Er hat Sie engagiert?»

«Das hat er. Ich glaube, das hier ist die Durchwahl zu seiner persönlichen Assistentin.»

«Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit Sie dem Bürgermeister behilflich waren?»

«Nein.»

«Verstehe. Natürlich können Sie Informationen dieser Art nicht preisgeben.»

«Was genau kann ich für Sie tun, Mr. Fulcrum?», fragte ich noch einmal.

«Sie müssen jemanden für mich finden.»

«Wen denn?»

«Den Mann, der auf mich geschossen hat», sagte er.
«Fünfmal.»

Die wilden Geräusche meiner Kinder, zwischen denen gerade ein Streit ausbrach, drangen auf einmal durch meine geschlossene Bürotür. Insbesondere Anthonys schrilles Kreischen. Seufz. Der Sturm brach los.

Ich schenkte Kingsley ein verlegenes Lächeln. «Könnten Sie bitte kurz warten?»

«Die Pflicht ruft», sagte er lächelnd. Nettes Lächeln.

Ich marschierte in das kleine Schlafzimmer, das sich meine Kinder teilten. Anthony hatte sich auf Tammy gestürzt. Tammy hielt die Fernbedienung an einem ausgestreckten Arm und wehrte mit dem anderen ihren kleinen Bruder ab. Ich kam eben noch rechtzeitig, um zu sehen, wie er seine Zähne in ihre Hand schlug. Sie schrie auf und gab ihm mit der Fernbedienung einen Klaps aufs Ohr. Er hatte sich eben so weit gesammelt, um mit voller Wucht auf ihren Rücken zu springen, als ich hinzukam, die beiden am Kragen packte und trennte. Es kam mir vor, als hätte ich zwei ausgehungerte Vielfraße getrennt. Anthonys Finger schlugen nach der Kehle seiner Schwester. Ich fragte mich, ob den beiden bewusst war, dass sie ein paar Zentimeter über dem Boden schwebten. Als sich beide beruhigt hatten, setzte ich sie auf die Füße. Ihre Kragen waren ruiniert.

«Anthony, in diesem Haushalt wird nicht gebissen. Tammy, gib mir die Fernbedienung.»

«Aber Mom», sagte Anthony in diesem schrill kreisenden Ton, den er immer anschlug, um mich zu ärgern. «Ich habe mir ›Pokemon‹ angesehen, und sie hat einfach umgeschaltet.»

«Wir bekommen jeder nach der Schule eine halbe Stunde», sagte Tammy selbstgefällig. «Und du warst längst in *meiner* halben Stunde.»

«Aber du hast mit *Richaaard* telefoniert.»

«Tammy, gib deinem Bruder die Fernbedienung. Er darf seine Sendung zu Ende sehen. Du hast deine Chance vertan, indem du mit *Richaaard* telefoniert hast.» Sie lachten beide. «Ich habe einen Kunden im Büro. Wenn ich noch mehr Geschrei höre, werde ich euch beide bei eBay versteigern. Ich könnte das Geld gebrauchen.»

Ich ließ sie allein und ging zurück in mein Büro. Kingsley studierte meine Bücherregale. Er sah mich an, bevor ich die Chance hatte, etwas zu sagen, und zog die Augenbrauen hoch.

«Sie interessieren sich für das Okkulte», bemerkte er und tippte auf ein Hardcover. «Insbesondere Vampirismus.»

«Ja, na ja, wir brauchen alle ein Hobby», sagte ich.

«Ein interessantes Hobby», sagte er.

Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz. Es war Zeit, das Thema zu wechseln. «Sie wollen also, dass ich den Mann finde, der fünfmal auf Sie geschossen hat. Sonst noch etwas?»

Er trat von den Bücherregalen zurück und nahm wieder mir gegenüber Platz. Er zog eine ziemlich buschige Augenbraue hoch. Bei ihm klappte das mit der buschigen Augenbraue irgendwie.

«Sonst noch etwas?», grinste er. «Nein, ich denke, das dürfte reichen.»

Und dann ging mir ein Licht auf. «Sie waren vor ein paar Monaten in den Nachrichten», sagte ich auf einmal.

Er nickte. «Sehr wohl, das war ich. Fünfmal in den Kopf geschossen, vor den Augen der Welt. Nicht mein stolzester Moment.»

Hatte er eben *sehr wohl* gesagt? Ich hatte das seltsame Gefühl, auf einmal einen Zeitsprung zurück gemacht zu haben. Wie weit zurück, das wusste ich nicht, aber weit genug, dass Männer *sehr wohl* sagten.

«Man hat Ihnen aufgelauert und auf Sie geschossen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das irgendjemand's stolzester Moment wäre. Aber Sie haben überlebt, und das ist doch die Hauptsache, oder?»

«Fürs Erste», sagte er. «Als Nächstes geht es darum, den Täter zu finden.» Er beugte sich vor. «Alles, was Sie brauchen, wird Ihnen zur Verfügung gestellt. Ich habe nichts zu verbergen. Sprechen Sie mit jedem, mit dem Sie sprechen müssen, aber ich möchte Sie bitten, diskret zu sein.»

«Diskretion ist nicht immer möglich.»

«Dann vertraue ich darauf, dass Sie nach Ihrem besten Wissen und Gewissen vorgehen.»

Gute Antwort. Er zückte eine Visitenkarte und schrieb etwas auf die Rückseite. «Das ist meine Handynummer. Bitte rufen Sie mich an, falls Sie irgendetwas brauchen.» Er schrieb noch etwas unter seine Nummer. «Und hier haben Sie den Namen und die Nummer des zuständigen Mordermittlers, der meinen Fall bearbeitet. Sein Name ist Sherbet, und auch wenn ich ihn entgegenkommend und professionell fand, mochte ich seine Schlussfolgerungen nicht.»

«Die da wären?»

«Er neigt zu der Ansicht, dass ich nur ein Zufallsopfer war.»

«Und Sie sind da anderer Meinung?»

«Absolut.»

Wir erörterten meinen Vorschuss, und er stellte mir einen Scheck aus. Der Betrag war höher, als wir erörtert hatten.

«Ich will ja nicht unhöflich sein», bemerkte Kingsley, während er sich erhob und seinen teuren Füllfederhalter in sein teures Jackett steckte, «aber sind Sie krank?»

Die Frage habe ich schon tausendmal gehört.

«Nein, warum?», fragte ich unbekümmert.

«Sie sehen blass aus.»

«Ach, das ist nur mein irischer Teint, Freundchen», sagte ich augenzwinkernd.

Er starrte mich noch einen Moment an, dann zwinkerte er zurück und ging.

Als Kingsley gegangen war, gab ich seinen Namen in meinen Web-Browser ein.

Dutzende von Online-Zeitungsartikeln erschienen auf meinem Bildschirm, denen ich entnahm, dass Kingsley ein durchaus erfolgreicher Strafverteidiger war, dafür bekannt, alles Erforderliche zu tun, um seinen Mandanten aus der Patsche zu helfen, oft aufgrund scheinbar belangloser Formsachen. Offenbar war er sein Gewicht in Gold wert.

Ich dachte an seine kräftigen Schultern.

Viel Gewicht. Muskelgewicht.

Bleib entspannt, Mädchen.

Ich überflog weiter die Schlagzeilen, bis ich genau die fand, die ich wollte. Sie stand auf der Webseite eines lokalen L. A.-Fernsehsenders. Ich klickte einen Video-Link an und dankte Gott fürs Highspeed-Internet. Der Clip war landesweit verbreitet worden, aufgrund seines schockierend brutalen Bildmaterials.

Als Erstes erschien eine Reporterin auf dem Bildschirm, eine junge Latino-Frau, die sehr ernst blickte. Über ihrer Schulter war das städtische Gerichtsgebäude von Fullerton zu sehen. Die nächste Einstellung war ein körniges Bild, das von der Überwachungskamera des Gerichtsgebäudes selbst stammte. Es zeigte zwei Männer und zwei Frauen, alle tadellos gekleidet, alle wichtig aussehend. Sie überquerten die Straße vor dem Gerichtsgebäude. Mit Football-Begriffen würde man vermutlich sagen, sie bildeten eine Art *bewegliches Gedränge*, auch wenn ich mir die Dinge selten mit Football-Begriffen vorstelle und nicht viel von diesem dämlichen Sport verstehe.

Den Großen mit dem gewellten schwarzen Haar erkannte

ich auf Anhieb als Kingsley Fulcrum, der flott und markant aussah.

Bleib entspannt, Mädchen.

Während sich die Gruppe den Stufen des Gerichtsgebäudes nähert, tritt ein eher kleiner Mann hinter dem Stamm einer weißen Birke hervor. Drei der vier Personen achten kaum auf den Mann. Die eine, der es doch tut, ist eine blonde Frau mit Brille und breiten Hüften, die aufsieht und die Stirn runzelt. Vermutlich runzelt sie die Stirn, da der kleine Mann in diesem Augenblick mit einer bedrohlich wirkenden Geste in seine Manteltasche greift. Seine dichte schwarze Haarmähne ist zerzaust, und irgendwie sieht sogar sein dichter Schnurrbart zerzaust aus. Die Frau, die noch immer die Stirn runzelt, wendet sich wieder der Gruppe zu.

Und bei dem, was dann passiert, läuft es mir *noch immer* eiskalt über den Rücken.

Aus der Innentasche seines Tweedjacketts zieht der kleine Mann eine kurze Pistole. Heute wissen wir, dass es eine .22er ist. Aber in dem Augenblick sieht ihn niemand die Pistole zücken. Der kleine Mann, vielleicht drei Meter von der Gruppe entfernt, zielt genau und feuert.

Kingsleys Kopf schnellt nach hinten. Die Kugel dringt über seinem linken Auge ein.

Ich beuge mich vor, starre hingerissen auf meinen Computerbildschirm und wünschte auf einmal, ich hätte eine Schale Popcorn oder wenigstens eine Tüte Erdnuss-M&M's. Das heißt, bis mir wieder einfällt, dass ich beides gar nicht mehr essen kann.

Jedenfalls, Kingsleys Kohorten stieben augenblicklich auseinander wie Hühner vor einem Habicht. Der kleinere Mann duckt und rollt sich theatralisch zur Seite, als wäre er

kürzlich von einem Einsatz im Nahen Osten zurückgekehrt und hätte eben seine militärischen Instinkte eingeschaltet.

Kingsley wird wieder angeschossen. Diesmal in den Hals, wo ein kleiner roter Punkt über seinem Kragen erscheint. Blut strömt rasch über sein Hemd. Aber anstatt zusammenzubrechen, anstatt zu *sterben*, nachdem ihm aus nächster Nähe in Kopf und Hals geschossen wurde, dreht sich Kingsley sogar um und sieht den Mann an.

Als hätte der Mann ihn nur beim Namen gerufen.

Als hätte der Mann *nicht* zweimal auf ihn geschossen.

Was als Nächstes passiert, wäre komisch, wenn es nicht so abscheulich wäre. Kingsley will sich eben hinter einen Baum in der Nähe ducken. Der Schütze, entschlossen, Kingsley zu töten, vermeidet den Umweg um eine Parkbank und springt stattdessen einfach darüber. Geschickt. Er landet genau auf den Füßen, während er noch ein paar Salven abfeuert, die Kingsley in Hals und Gesicht zu treffen scheinen. In der Zwischenzeit duckt und schlängelt sich der große Anwalt hinter den Baum. Das scheint eine Ewigkeit so zu gehen, aber tatsächlich sind es nur ein paar Sekunden. Ein perverses Fangspiel, nur dass Kingsley mit echten Kugeln gefangen wird.

Und der Anwalt geht noch immer nicht zu Boden.

Bricht nicht einmal zusammen.

Der Schütze scheint zu begreifen, dass er seine Zeit verschwendet, und stürzt von dem Baum weg, verschwindet vom Bildschirm. Niemand ist Kingsley zu Hilfe gekommen. Die anderen Anwälte sind längst verschwunden. Kingsley bleibt sich selbst überlassen, nur mit dem Baum als Schutz, der von den Einschlägen der verirrtten Kugeln ganz zersplittert und zerschreddert ist.

Zeugen würden später aussagen, dass der Schütze in ei-

nem Ford-Pick-up wegfuhr. Niemand versuchte ihn aufzuhalten, und das konnte ich ihnen nicht wirklich verdenken.

Bei einem Bild von Kingsley drückte ich auf die Pausetasche. Blut klebt auf seinen Wangen und seiner Stirn, selbst auf seinen offenen, ausgestreckten Handflächen. Seine Miene ist ein Bild der Verwirrung und des Entsetzens und Schocks. In nur dreiundzwanzig Sekunden ist sein Leben völlig auf den Kopf gestellt worden. Andererseits – in diesen dreiundzwanzig Sekunden wären die meisten Leute gestorben.

Aber nicht Kingsley. Ich fragte mich, warum.